Nr. 576. 41. Jahrgang. Montags-Ausgabe. Berlin, 11. November 1912

Berliner Tageblatt

mit „Zeitgeist"

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Angst und Not in Konstantinopel und Saloniki.

Europas Hoffnungen.

T. W. Je mehr die Gefahr eines österreichisch-serbischen Konfliktes, und damit eines europäischen Konflikts, wuchs, und je mehr der dunkle Punkt sich zu einer kapitalen Wolke verbreitete, desto deutlicher regten sich zwei Seelen in der deutschen Brust. Die eine sagt: es ist eigentlich nicht unsere Schuld, daß Oesterreich alle Gelegenheiten verpaßt, die serbische Frage nicht rechtzeitig gelöst, den Sandschak nicht genommen hat, und die Aufgabe, andauernd alle Kastanien aus allen Feuern zu holen, ist nicht nach unserem Geschmack. Warum haben die Oesterreicher in den Serben bisher nur würdige Modelle für den Witzblattzeichner und den Operettendichter gesehen, warum haben sie die Gründung des Balkanbundes nicht geahnt, und was können wir dafür, wenn sie, durch so viel Irrtümer und Versäumnisse, sich in die Brennesseln gesetzt? Wir wünschen, gut mit diesen Balkanvölkern zu leben, bei denen für unsere Industrie und unseren Handel sich manche Möglichkeit ergiebt, und wir betrachten die Entwickelung Oesterreich-Ungarns nicht mit dem Gefühl absoluter Sicherheit, weil der deutsche Gedanke dort immer mehr an Kraft verliert und der Klerikalismus rücksichtslos zu unbekannten Zielen strebt. So spricht die eine Seele im deutschen Busen, aber die andere wendet ein: Oesterreich-Ungarn steht uns immerhin sehr viel näher als Serbien und eine Niederlage Oesterreich-Ungarns in diesem Zwiste könnte leicht ein Echec für den Dreibund und also auch für Deutschland sein. Man darf nicht behaupten, der Dreibund sei geschlagen, und darf auch nicht erzählen, der Dreibund sei gesprengt. Denn es werden seit vierzehn Tagen im Ausland schon genug Karikaturen deutscher Türkenerzieher belächelt und genug Spottworte geprägt.

Diese beiden Seelen haben Recht, und aus diesem Widerspruch läßt sich entnehmen, was Europa hoffen und was es vermeiden muß. Wenn der Streit um die Adriahäfen eine Angelegenheit Oesterreichs und Serbiens bleibt und nicht zu einer Kraftprobe zwischen den großen Mächtegruppen sich auswächst, wird man dem deutschen Publikum eine Begeisterung nicht beibringen können, zu der ihm der richtige Anlaß fehlt. Das deutsche Publikum wird sich ausrechnen, daß Oesterreich von seiner bosnischen Grenze bis nach dem ersehnten Saloniki noch reichlich vierhundert Kilometer zurückzulegen hat, und es wird sich fragen, ob Deutschland nun an jedem Konflikt teilnehmen solle, der sich auf dieser langen Strecke noch ergeben kann. Aber wir wollen auch keineswegs, daß der Ausgang des Zwistes allen Frechlingen gestatte, mit stichelnden Deutungen hausieren zu gehen, und es darf nicht möglich sein, das Endresultat als eine wirkliche Demütigung Oesterreichs (die freilich ziemlich ausgeschlossen scheint) und als eine Dreibundsniederlage hinzustellen. Darum sollte man sich auf beiden Seiten davor hüten, eine scharfe Trennungslinie zwischen den beiden Gruppen zu ziehen, und man sollte alles vermeiden, was nach Auftrumpfen und Machtprobe schmeckt. Das gilt ganz besonders für die Tripleentente, die nicht, wie Deutschland und Italien, an die eine der hadernden Parteien durch Allianzverpflichtungen gebunden ist und darum mehr Bewegungsfreiheit besitzt, und es klang immerhin tröstlich, daß einer der Tripleententeminister, Herr Asquith, vorgestern versicherte, Europa sei nicht „in gegenüberstehende Lager" geteilt. Man braucht der öffentlichen Meinung Deutschlands nur die Ueberzeugung beizubringen, daß hier nicht der englisch-russisch-französische Ring gegen den Dreibund kämpft. Die Gefahr, daß diese öffentliche Meinung sich erhitzen könnte, existierte dann nicht mehr.

Eine andere Gefahr ist aufgetaucht, und man kann finden, daß Europa sie bisher zu gering geschätzt. Mit einigem Grauen haben wir alle gelesen, wie die hungernde, frierende und zerlumpte Schar der Türkenflüchtlinge ihren Jammer durch die Wüste trägt, und in den verstocktesten Herzen hat sich bei diesen Schilderungen entsetztes Mitgefühl gerührt. Wir haben gesehen, wie diese gehetzte Masse ausgezehrter Gestalten vorwärtstastet, niederfällt, sich aufrafft und wieder Rettung sucht, und wir haben gehört, wie überall, wo sie bürgerlichen Wohnstätten naht, der friedliche Besitzende nach Schutz vor diesen Verzweifelten ruft. Es wird ja jetzt, nach dem Zusammenbruch der Türkei, in der europäischen Presse mit unedlem Wetteifer alles erdenkbar Schlechte über das besiegte Volk gesagt, und es berührt ordentlich angenehm, daß in dem plötzlich gleichfalls von der türkischen Schändlichkeit überzeugten „Figaro", Pierre Loti, ein wirklicher Türkenkenner, seine Stimme gegen diese billige und ordinäre Anklagewut erhebt. Aber ob Pierre Loti nun das Richtige trifft oder ob das Sündenmaß der Geschlagenen alles je in der Welt Geschaute übersteigt — die ungeheure Not der zwischen Saloniki und Konstantinopel herumtaumelnden Menschenhaufen geht zugleich unsere Vernunft und unser Mitleid an. Man hat den kleinasiatischen Bauer von Weib und Kind fortgerissen, hat in einer Stunde einen Soldaten aus ihm gemacht und hat ihn gegen einen unbekannten Feind gejagt, und nun gleichen die verhungernden Ueberbleibsel der führerlosen Herde den Ueberlebenden auf einem Wrack. Sie müssen plündern und rauben, um ihr armes Dasein zu fristen, sie sind eine Drohung für Land und Stadt. Auch ein Wirklicher Geheimer Regierungsrat bliebe in solcher Lage nicht tugendhaft.

Die europäischen Regierungen sehen die Kalamität, die zu sehr viel anderen Kalamitäten führen und den Vorwand für manchen nicht ganz uneigennützigen Schritt einzelner Mächte bieten kann, und die europäischen Regierungen wahren ihre Gemütsruhe und warten ab. Gewaltige Werte stehen auf dem Spiel, der europäische Besitz in der Türkei ist gefährdet, kein Kriegsschiff wird die europäischen Ingenieure und Arbeiter schützen können, die im Innern des Landes tätig sind, aber nichts Wirksames geschieht, um eine Gefahr zu verringern, die im Grunde niemand verkennt. Wäre es wirklich unmöglich, im Augenblick des Waffenstillstandes — wenn es vorher nicht sein darf — den Strom der Jammervollen von den bedrohten Plätzen abzuleiten, diese Schiffbrüchigen an geeigneten Stellen der Küste zu versammeln, und sie, auf Kosten der Türkei oder irgend sonstwie, durchzufüttern, bis ihre Heimschaffung in kleinen Häuflein sich allmählig bewerkstelligen läßt? Sollte keine praktische Lösung einer Frage zu finden sein, die, wenn sie ungelöst bleibt, noch viele Monate hindurch die Verwirrung und die Unruhe wachhalten muß? Aber Europa liest nur mit Gruseln die Berichte und legt sich mit mitleidigem Seufzer ins Bett. Und seine heimliche Hoffnung flüstert: vielleicht krepiert auch noch der Rest!

* * *

Die Sorge um die Sicherheit in Konstantinopel.

Türkische Siegesmeldungen aus Adrianopel.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Konstantinopel, 10. November.

Zwei amtliche Bekanntmachungen, die bestimmt sind, die Bevölkerung zu beruhigen, werden heute von den Morgenblättern veröffentlicht. Das Ministerium des Innern erklärt in einem längeren Manifest, der Feind stehe sozusagen vor den Toren der Hauptstadt. Obgleich die Wahrscheinlichkeit eines Mißerfolges der Türken kaum zehn zu hundert betrage, habe die Regierung außer allen erdenklichen Verteidigungsmaßregeln politische Maßregeln für die Sicherheit der Hauptstadt getroffen. Jeder Einwohner solle ruhig seinen Geschäften nachgehen und sich aller störenden Handlungen enthalten. Die Regierung könne die Verfolgung von Sonderbestrebungen oder die Verbreitung falscher Gerüchte nicht dulden. Solche Gerüchte hätten die Mächte veranlaßt, Kriegsschiffe nach Konstantinopel zu senden. Eine Beunruhigung der öffentlichen Meinung wäre Vaterlandsverrat. Die Regierung sei entschlossen, gegen jeden Versuch einer Ruhestörung mit größter Energie vorzugehen, was zur Kenntnis des Publikums und besonders der Presse gebracht werde. Das Scheichul Islamat gibt heute die Bekanntmachung heraus, nach der die Regierung beschlossen habe, hundert geistliche Redner zu den Truppen zu schicken, um ihren Kampfesmut anzufeuern. Alle anderen Gerüchte sind unbegründet. Das Kriegsministerium macht bekannt, daß die vom Kriegsschauplatz hier eintreffenden Offiziere und Soldaten sich sofort bei der Kommandantur Stambul, Pera oder Skutari zu melden haben. In der Hauptstadt herrscht fortgesetzt völlige Ruhe.

Der Wali von Adrianopel meldet ausführlich über die gestrigen Kämpfe bei Adrianopel. Die Schlacht begann am Donnerstag um acht Uhr morgens in der Zone von Marasch und dauerte bis sieben Uhr abends. Sie begann dann nach halbstündiger Pause mit äußerster Heftigkeit von neuem und währte die ganze Nacht hindurch, und auch am Sonnabend wurde bis zum Einbruch der Dunkelheit gekämpft. Die türkischen Truppen griffen den Feind bei Marasch mit dem Bajonett an und die Bulgaren zogen sich nach dem Bericht des Wali in völliger Unordnung zurück. Sie ließen viele Tote auf dem Schlachtfeld. Die Türken erbeuteten Hunderte von Manlichergewehren und viel Munition. Das türkische Geschützfeuer von der Westfront brachte die feindlichen Batterien zum Schweigen. Vor der Südfront in der Gegend von Karataltepe wurde der Feind unter schweren Verlusten bis westlich vom Kristallberg zurückgeworfen. Das Telegramm schließt mit den Worten: „Wir danken Gott für den glänzenden Sieg." Wie weiter gemeldet wird, sollen bei den letzten Kämpfen einige Bataillone der bulgarischen Dundschadivision aufgerieben worden sein. Die Bulgaren empfingen die anstürmenden Türken mit Handgranaten. Ein türkischer Aeroplan beobachtete die Flucht der Feinde. Die Arda führt Hochwasser, das die bulgarische Schiffsbrücke wegriß. (Diese türkischen Berichte enthalten, wie gewöhnlich, das gerade Gegenteil der gestern veröffentlichten bulgarischen Meldungen über die gleichen Kämpfe. D. Red.)

Cholera in Konstantinopel.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

G. C. Konstanza, 10. November.

Eine neue ernste Gefahr bedroht Konstantinopel. Unter den dort eingetroffenen Flüchtlingen aus den vom Krieg betroffenen Gegenden ist die Cholera ausgebrochen. Der Stadtpräfekt gab zu, daß unter den Flüchtlingen aus der Umgebung Lüle-Burgas mehrere Cholerafälle konstatiert wurden, auch drei Flüchtlinge aus Silwri seien erkrankt, der Präfekt bestreitet dagegen, daß die Krankheit auf die Armee übergegriffen habe. Von anderer Seite wird jedoch versichert, daß dieser Tage siebzehn cholerakranke Soldaten nach Konstantinopel gebracht wurden. Am Stambuler Hauptbahnhof wurde in aller Eile eine Cholerabaracke mit vierhundert Betten eingerichtet. In den Straßen am Bahnhof kampieren seit Tagen Tausende von Flüchtlingen mit ihren Ochsenkarren. Die Regierung ist außerstande, die Flüchtlinge, deren Zahl stetig wächst, gleich unterzubringen oder abzuschieben. Freitag abend traf in Konstantinopel ein Zug aus Tscherkeßköj voll von geflohenen Offizieren und Soldaten ein. Die Offiziere hatten den Lokomotivführer mit dem Revolver in der Hand gezwungen, ohne Aufenthalt durch Konstantinopel durchzufahren. In Stambul angekommen, verließen die Flüchtlinge eiligst den Bahnhof und zerstreuten sich in der Stadt. Für Sonnabend nachmittag war die Abreise des gesamten Generalstabes, darunter Mahmud Schevkets, nach dem Hauptquartier angesetzt. In Konstantinopel herrscht nach Versicherung hier eingetroffener Reisender die Ueberzeugung, daß der völlige Zusammenbruch der Türkei unabwendbar sei.

Aus dem hungernden Saloniki.

Die Prozession der Flüchtenden. — Ein türkischer General wegen Desertion erschossen. — Massendesertion der türkischen Offiziere.

(Telegramm unseres Spezialkorrespondenten.)

h. b. Saloniki, 7. November, 7 Uhr 30 abends.

(Verspätet über Larissa eingetroffen.)

Unheimliche Tage äußerster Erregung liegen hinter uns. Als unser Lloyddampfer sich dem Golf von Saloniki näherte, in das ich nach kurzem Aufenthalt in Volo wieder zurückkehrte, war jedermann an Bord völlig überzeugt, das bei Karaburnu wartende Lotsenboot werde die griechische Flagge tragen. Statt dessen hatte der Pilot die rote Flagge des Halbmondes gehißt, und sofort schlug die Heiterkeit der nach Saloniki zurückkehrenden zahlreichen Griechen und Italiener in ihr Gegenteil um. Wir machten uns alle jeden Augenblick auf einen kleinen Luftsprung gefaßt, als unser Dampfer hinter dem Pilotenboot langsam in die Minenzone einfuhr. War es doch allgemein bekannt, daß seit der letzten Woche mehrere losgerissene Minen im Golf von Saloniki herumtreiben. Wir nähern uns den finsteren Felsenwänden der Festung Karaburnu. Aber die Riesengeschütze der Panzertürme sind nicht etwa gegen das Meer, sondern gegen die Stadt gerichtet, und man sieht deutlich, wie Artilleristen auf den Wällen manövrieren. Immer tiefer windet sich der Dampfer in die Minenzone hinein, bis plötzlich die Mastspitze eines gesunkenen Schiffes auftaucht. Es ist der jüngst so tollkühn von den Griechen torpillierte „Feth-i-Bülend", rechts von ihm liegen die österreichischen, französischen und englischen Kreuzer. Deutschland ist nur durch den Handelsdampfer „Tenedos" von der Levantelinie vertreten, der im Notfalle die deutsche Kolonie aufnehmen soll. Mittlerweile sammelt sich auf dem Molo eine ungeheure nervöse Menge, ein wahres Heer von Fez und Turbanen, tausende abenteuerlich kostümierter Gestalten. Denn seit mehr als Wochenfrist ist Saloniki von der Welt völlig abgeschnitten. Schiffsverkehr und Telegraphenverkehr sind unterbunden, sogar der Marconitelegraph funktioniert nicht wegen des Wirrwarrs der internationalen Funkensprüche. Die Blicke der Volksmenge, welche die ankommenden Europäer mustert, sind nicht eben freundlich. Ueber der ganzen Stadt liegt etwas wie eine Ahnung schrecklicher Ereignisse. Dazu kommt die beständig anschwellende Menge der halbverhungert herumschweifenden Soldaten, die vom Lager desertiert sind, sowie der Offiziere, die ohne Säbel und jeder Würde bar die Cafés und Bierhäuser füllen, sich um die Vorgänge vor dem Feind nicht im geringsten mehr kümmern. Tausende und abertausende mohammedanischer Flüchtlinge kamen mit Extrazügen an. Selbst die Waggondächer und Trittbretter waren besetzt. Zahllose dieser Flüchtlinge sind während der Fahrt abgestürzt und verunglückt. Andere Tausende ziehen zu Fuß in langen Kolonnen ein. Frauen, Kinder, Hausrat sind auf die Ochsenkarren gepackt, Väter und Söhne im Turban und in Pluderhosen schleppen sich todesmatt neben den mageren Zugtieren einher; auch viele alte und junge Frauen mit Kindern auf dem Arm oder an der Hand wandern in der düsteren Prozession einher, um in den Moscheen, die für die Flüchtlinge eingerichtet sind, Brot und Asil zu suchen. Die mohammedanischen Frauen haben in ihrer Todesangst längst die Gebote der Tradition vergessen und denken nicht mehr daran, ihre Gesichter zu vermummen, die dumpfe Verzweiflung widerspiegeln. Weder bei den Flüchtlingen, von denen über 50000 Saloniki überschwemmen, noch bei den Massen der desertierten Soldaten bemerkt man noch eine Spur der altürkischen Ergebenheit. Wehe, wenn die Verzweiflung, die diese Abertausende beherrscht, gewaltsamen Ausbruch finden sollte. Alle Geschäfte der Stadt sind geschlossen, auf den Häusern der Ausländer wehen die Flaggen ihres Landes, was in kritischen Augenblicken nicht viel helfen dürfte. Die Konsulate sind in Verteidigungszustand